Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 14. Bromberg, den 15. Februar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von Hans Dominik.

(28. Fortsetzung.)

Doktor Rockwell, der Leibarzt des Präsident-Diktators, und Hauptmann Harris, der diensttuende Adjutant, unterhielten sich mit gedämpfter Stimme im Vorzimmer.

„Solange der Präsident meinen ärztlichen Rat nicht wünscht, darf ich mich ihm nicht aufdrängen.“

„Es geht so nicht weiter, Herr Doktor! Das Leben hält auf die Dauer kein Mensch aus. Seit zwölf Tagen, seit der englischen Kriegserklärung, ist der Präsident nicht mehr aus seinen Kleidern gekommen, hat sein Arbeitszimmer kaum verlassen . . .“

„Ich gebe zu, daß solche Lebensweise angreifend ist, namentlich, wenn man die Fünfzig überschritten hat. Aber andererseits . . . bedenken Sie die außergewöhnliche Lage. Der Krieg mit einer ebenbürtigen Großmacht. Es geht um das Schicksal der Staaten und . . . des Diktators. Es ist schließlich nicht zu verwundern, daß er seine ganze Kraft an die Leitung des Krieges setzt.“

„Kraft! Kraft! Herr Doktor! Wo soll die Kraft herkommen, wenn er so gut wie nichts zu sich nimmt? Eine Tasse Tee. Ein paar Schnitten Toast. Das genügt ihm für vierundzwanzig Stunden. Dazu kein Schlaf. Ich habe den Präsidenten während meiner Dienststunden seit zwölf Tagen nicht schlafend gefunden. Meine Kameraden von den anderen Wachen auch nicht.“

„Er wird trotzdem geschlafen haben. Viertelstundenweis, zu Zeiten, in denen niemand in seinem Zimmer war. Zwölf Tage ohne Schlaf hält niemand aus. Das kann ich Ihnen als Arzt versichern. Am dritten Tage machen sich bei vollkommener Schlafentziehung schwere Symptome bemerkbar.“

„Die Symptome sind da, Herr Doktor! Darum bitte ich Sie, zu dem Präsidenten zu gehen. Sein Wesen ist verändert. Sein Blick, früher so ruhig und kalt, ist flackernd und fiebrig geworden.“

„Fieber erkennen wir an der Temperatur des Patienten. Seien Sie überzeugt, daß der Präsident in den zwölf Tagen in seinem Lehnstuhl ganz gut geschlafen hat. Die Natur läßt sich nicht betrügen. Am wenigsten um den Schlaf. Die ärztliche Wissenschaft kennt Beispiele, daß Reiter auf ihren Pferden im Zustand der Übermüdung fest geschlafen haben, ohne es zu wissen und ohne . . . das ist besonders wichtig . . . ohne herunterzufallen. Um wieviel mehr müssen wir annehmen, daß der Präsident in seinem bequemen Armstuhl den nötigen Schlummer gefunden hat.“

„Schlummer? Herr Doktor! Sie können so sprechen, weil Sie die Verhältnisse hier noch nicht aus der Nähe gesehen haben. Auf seinem Tisch stehen zwölf Telephonapparate. Jeder Apparat für eine besondere Wellenlänge. Er hat ständige Verbindung mit den Kriegsschauplätzen. Eben spricht er vielleicht mit dem Befehlshaber unserer afrikanischen Fliegergeschwader. Wenige Minuten später mit dem Chef der australischen Flotte. Unter Umständen meldet sich schon während dieses Gesprächs das indische Geschwader. So geht es Tag und Nacht.“

„Ihre Mitteilungen in Ehren, Herr Hauptmann. Trotzdem kann ich nicht ungerufen meinen Rat aufdrängen. Sollten sich wirklich ernsthafte Symptome zeigen, kann ich in zwei Minuten zur Stelle sein.“

Während dieses Gespräch im Vorraum geführt wurde, saß der Präsident-Diktator in seinem Arbeitszimmer in dem schweren hochlehnigen Armstuhl hinter dem mächtigen Tisch. Hauptmann Harris hatte recht. Das Wesen Cyrus Stonards war verändert. Bald stierte er Minuten hindurch auf irgendeine vor ihm liegende Meldung. Dann blickte er wieder starr gegen die Zimmerdecke. Nervös, unruhig, als erwarte er jeden Moment eine bestimmte Nachricht.

Ein Sekretär trat ein. Vorsichtig, auf den Fußspitzen gehend, schritt er über den schweren Teppich bis an den Tisch heran und legte eine rote Mappe mit neuen Depeschen vor den Präsidenten hin.

Es waren gute Nachrichten. Erfolge in Indien. Eine für das Sternenbanner siegreiche Luftschlacht über der Straße von Bab el Mandeb. Auch ein anspruchsvoller Feldherr konnte kaum mehr verlangen. Doch der Präsident-Diktator las die Nachrichten ohne Freude.

Seit zwölf Tagen wurde sein Gehirn nur von dem einzigen Gedanken beherrscht: Wird das Spiel noch glücken oder wird die unbekannte Macht sich einmischen? Daß seine Streitkräfte mit den englischen fertig werden würden, daran hatte er nie gezweifelt.

Aber die Macht! Die unbekannte Macht, die Maschinen sprengte und drahtlose Stationen spielen ließ! Die unbekannte Macht, die über so unheimliche Waffen und Kräfte verfügte.

Telegramm um Telegramm las er und legte es beiseite. Bis er zu den beiden letzten Schriftstücken der Mappe kam.

Er las und wischte sich mit der Hand über die Augen, wie um besser zu sehen. Las zum zweitenmal, hielt die Depesche in den Händen und ließ den Kopf mit den Augen auf die Papiere sinken.

Zwei Depeschen waren es. Die eine um zwölf Uhr zehn Minuten amerikanischer Zeit von Sayville datiert. Die andere um sechs Uhr zwanzig Minuten westeuropäischer Zeit von der englischen Großstation in Clifden. Berücksichtigte man die verschiedenen Ortszeiten, so waren beide Depeschen nur mit zehn Minuten Abstand aufgegeben worden. Zwei Depeschen von völlig gleichem Wortlaut: „An alle! Die Macht verbietet den Krieg. Die Macht wird jede feindliche Handlung verhindern.“

Was Cyrus Stonard seit zwölf Tagen heimlich fürchtete, was ihn zwölf Tage und Nächte in dieser unnatürlichen Spannung und Aufregung gehalten hatte, war geschehen. Die unbekannte Macht verbot den Krieg, stellte eine gewaltsame Verhinderung aller Operationen in Aussicht.

Der Diktator sprang auf und lief wie ein gefangenes Raubtier im Zimmer hin und her. Jetzt flackerte der helle Wahnsinn in seinen Augen. Seine Lippen murmelten Flüche, während er die Faust ballte.

Hauptmann Harris trat mit einer neuen Depeschenmappe in das Zimmer. Er sah mit Schrecken, wie der Zustand des Diktators sich verschlimmert hatte. Cyrus Stonard riß ihm die Mappe aus der Hand, beugte sich über den Schreibtisch und las. Seine Augen weiteten sich, während er den Inhalt der Depesche verschlang. Dann stieß er die Mappe weit von sich und brach in ein gellendes Gelächter aus. Ein Lachen des Wahnsinns und der Verzweiflung, das immer schriller und krampfartiger wurde. Bis es schließlich

mehr Schluchzen als Lachen war. Dann stürzte er auf der Stelle, auf der er stand, nieder und lag regungslos auf dem Teppich.

Jetzt war es Zeit, Dr. Rockwell zu rufen. Hauptmann Harris bettete den Bewußtlosen auf den Diwan und ging dem Doktor zur Hand, solange er gewünscht wurde.

Eine Viertelstunde nach der Erkrankung waren die Staatssekretäre des Krieges, der Marine, des Innern und Äußern zur Stelle. Sie hörten den Bericht des Arztes. Prüften dann die Schriftstücke, die der Präsident-Diktator zuletzt bekommen hatte. Die beiden Depeschen von Sayville und Kliffden, die noch zerknittert auf der Schreibmappe lagen.

Die Mitglieder des Kabinetts wußten nur wenig von der Existenz der unbekannten Macht. Gerade das, was sich nach der ersten warnenden Depesche in Sayville nicht mehr gut verheimlichen ließ. Cyrus Stonard hatte diese Angelegenheit ganz geheim behandelt und nur mit Dr. Glossin besprochen. Mit Dr. Glossin, der schon seit drei Wochen nicht mehr in Washington gesehen worden war.

Der Staatssekretär des Krieges George Crawford las die Depesche vor: „Die Macht verbietet den Krieg. Sie wird jede kriegerische Handlung verhindern."

Er ließ das Blatt verwundert sinken.

„Beim Zeus, eine kühne Sprache! Welche Macht kann es sich erlauben, uns den Krieg zu verbieten, zwei Weltreiche zu brüskieren?"

„Die Macht! Wie das klingt? Geheimnisvoll und anmaßend! Ist es denkbar, daß der Diktator durch diese Depesche so schwer erschüttert worden sein sollte?"

Sie suchten weiter. Hauptmann Harris wies dem Staatssekretär des Krieges die Mappe, bei deren Lektüre der Präsident zusammenbrach.

Sie lasen die zweite Depesche, und ihre Wirkung auf diese vier Staatsmänner war niederschmetternd.

Sie kam von dem Chef der großen amerikanischen Atlantikflotte. Es war der verzweifelte Ruf eines wehrlos gemachten und von einer mysteriösen Kraft gepackten Geschwaders. Der Anfang der Depesche setzte um 12 Uhr 30 ein. Dann war sie bruchstückweise immer weitergegeben worden, wie die Ereignisse sich abspielten: Klar zum Gefecht. In Schußweite mit der englischen Atlantikflotte ... Die Feuerleitung versagt ... Unsere Geschütze können nicht feuern ... Können auch nicht laden ... Geschützverschlüsse mit den Rohren verschweißt ... Geschütze unbrauchbar ... Torpedos unbrauchbar ... Englische Flotte feuert auch nicht ... Rudermaschinen blockiert ... Unsere Schiffe nach Osten gezogen ... Die englische Flotte zieht in geschlossener Kiellinie dicht an uns vorüber nach Westen ... Auf der englischen Flotte große Verwirrung ... Unsere Panzer schließen sich dicht zusammen ... aller Stahl stark magnetisiert ... Die englische Flotte am Westhorizont verschwunden ... Eine unwiderstehliche Kraft treibt unsere Schiffe mit 50 Knoten nach Osten ... Gott sei unseren Seelen gnädig."

Sie lasen die Depesche öfter als einmal und verstanden das Gelächter, mit dem Cyrus Stonard zusammengebrochen war. Das war also die Macht! Die unbekannte, geheimnisvolle Macht, die den Krieg nicht wollte. Die Macht, die die Mittel besaß, um alle Waffen wirkungslos zu machen. Die Macht, deren erste Warnung man ignoriert hatte, und die nun ihre Gewalt zeigte.

Die Katastrophe betraf die große amerikanische Schlachtflotte. Die Ehre des Sternenbanners war bei der Affäre engagiert. Aber trotzdem konnte sich keiner der vier Staatsmänner der Wirkung des titanischen Humors entziehen, der in diesem Verfahren lag. Eine Macht, die Geschütze verschweißte und Schlachtpanzer elektromagnetisch zusammenklebte, eine Macht, die eine ganze Flotte willenlos durch den Ozean zog, wäre auch imstande gewesen, die Schlachtschiffe zu versenken. Sie tat es nicht. Sie lähmte die Waffen und zog die feindlichen Flotten in nächster Nähe aneinander vorüber, die amerikanische Flotte nach England und die englische Flotte nach Amerika.

Denn so ging die Reise ganz offenbar. Wenn noch irgendein Zweifel darüber bestand, wurde er durch das Telephon beseitigt, das sich auf dem Tisch des Präsident-Diktators meldete. Die drahtlose Verbindung mit der Atlantikflotte.

Der Staatssekretär der Marine eilte an den Apparat und erkannte die Stimme des Admirals Nichelson, der sich bei der Atlantikflotte befand.

„Habe ich die Ehre, mit Seiner Exzellenz dem Herrn Diktator zu sprechen?"

„Nein! Hier ist der Staatssekretär der Marine. Der Herr Präsident-Diktator hat sich für kurze Zeit zur Ruhe begeben. Berichten Sie an mich. Ich habe Ihre Depesche über die Katastrophe vor mir liegen."

„Sie wissen?"

„Ich weiß, daß Ihre Flotte kampfunfähig mit fünfzig Seemeilen nach Osten treibt."

„Es sind inzwischen hundert geworden. Unsere Schiffe rasen, halb aus dem Wasser gehoben, ostwärts. Wir besitzen keine Möglichkeiten, etwas dagegen zu unternehmen. Wir müssen abwarten, was das Schicksal mit uns vorhat."

„Wie sieht es auf der Flotte aus? Sind noch weitere Beschädigungen auf den Schiffen eingetreten? Wie ist der Zustand der Besatzung?"

„Beschädigungen? ... Keine weiter. Jedes Geschütz am Verschluß verschweißt ... Der Zustand der Mannschaften? ... Fragen Sie lieber nicht ... Keine Disziplin mehr. Ein Teil der Leute vom religiösen Wahnsinn befallen. Liegen auf den Knien, singen Psalmen, erwarten das Jüngste Gericht. Einige über Bord gesprungen. Geht die Fahrt so weiter, landen wir morgen in England."

Der Staatssekretär der Marine legte den Hörer auf den Apparat. Er trat an den großen Globus, steckte einen Kurs ab und rechnete. Dann wandte er sich zu seinen Kollegen.

„Meine Herren! Ich glaube, wir dürfen die englische Flotte morgen etwa um die neunte Stunde an der amerikanischen Küste erwarten."

Mr. Fox sprach durch das Telephon mit Dr. Rockwell. In dem Befinden des Herrn Präsident-Diktators ist bisher keine Änderung eingetreten. Die Staatsgewalt liegt nach der Verfassung bei den Staatssekretären.

Während sich die Ärzte bemühten, Cyrus Stonard ins Bewußtsein zurückzurufen, übernahmen die vier Staatssekretäre die Lenkung des schwankenden Staatsschiffes.

*

Dr. Glossin saß in seiner Neuyorker Wohnung und überschlug die Ergebnisse seiner politischen Tätigkeit. Seit acht Tagen war er in Amerika und hatte keine Stunde seiner Zeit verloren. Mit den Führern der Sozialisten und mit denen der Plutokraten hatte er verhandelt. Arbeiter und Milliardäre waren der Herrschaft des Diktators gleichmäßig müde. Leise Schwankungen des sonst so festen und zuverlässigen Bodens deuteten auf kommende gewaltsame Ausbrüche.

Noch jetzt wunderte sich Dr. Glossin über die Vertrauensseligkeit, mit der die Parteiführer der Sozialisten und Plutokraten ihm entgegengekommen waren. Wer gab denen denn den Beweis, daß er wirklich von Cyrus Stonard abgefallen sei. Was wußten die Tölpel von der unbekannten Macht? Von allem, was noch zu erwarten war?

Dr. Glossin kannte die Pläne der Roten und der Plutokraten und hatte ihre Chancen genau erwogen. Beiden Parteien würde die Revolution zweifellos glücken. Aber in beiden Fällen würde der Erfolg kein vollkommener sein, würde es im weiteren Verlauf unbedingt zum Bürgerkriege kommen. Machten die Roten die Revolution, würden der Westen und ein Teil der Mittelstaaten sich dagegen erheben. Machten sie die Weißen, würde umgekehrt der Osten rebellieren.

In den Vereinigten Staaten gab es aber noch eine dritte Partei, deren Mitglieder sich einfach als „Patrioten" bezeichneten. Eine Partei, für die Dr. Glossin bis vor kurzem nur ein Achselzucken übrig hatte. Die Patrioten waren so unzeitgemäß, die Politik nur des Vaterlandes und der alten amerikanischen Ideale halber zu treiben. Freiheit des einzelnen und des ganzen Staatswesens. Abschaffung aller Korruption. Innehaltung von Treu und Glauben bei allen, auch bei politischen Abmachungen. Das Programm der Patriotenpartei bestand aus idealen Forderungen. Darum hatte sie Cyrus Stonard auch gewähren lassen, hatte sie ebenso wie Glossin für ungefährliche Schwärmer gehalten.

Erst vor fünf Tagen war der Doktor mit William Baker, dem Führer der Partei, in Verhandlung getreten. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß die Roten und die Weißen am gleichen Tage losschlagen wollten. Er hatte zum Handeln aufgepeitscht. Er hatte sich mit Mr. Baker eine lange Nacht hindurch eingeschlossen, einen vollständigen Revolutionsplan mit ihm entworfen und in allen Einzelheiten ausgearbeitet. So raffiniert und wirkungsvoll, daß dem Parteiführer vor der teuflischen Schlauheit des Arztes graute.

Nur über die Behandlung und Beseitigung des Diktators waren sie nicht einig geworden. Glossin war für Lufttorpedos auf das Weiße Haus. Mr. Baker war gegen jedes Blutvergießen. Er verkannte die großen Verdienste des Präsident-Diktators um die Union nicht. Cyrus Stonard sollte weg, sollte der Macht beraubt werden, aber ohne Schaden an Leib und Leben zu nehmen.

Damals ... jetzt vor fünf Tagen ... hatte Mr. Baker eine kurze Zeit überlegt, hatte angedeutet, daß er einen Weg finden würde, hatte den Weg selbst verschwiegen. Von Tag zu Tag waren seine Andeutungen zuversichtlicher gewor-

den. Aber die Tage waren auch verstrichen. Die Zeit drängte. Heute schrieb man den fünften August. Am siebenten wollten die Weißen und die Roten losschlagen. Es war Zeit. Höchste Zeit! Und dieser Ideologe, dieser Baker, spielte immer noch den Geheimnisvollen.

Dr. Glossin sprang wütend auf. Es mußte zum Ende kommen. So oder so. Es war um die achte Abendstunde, als er den Broadway erreichte und sich in einem der Wolkenkratzer in die Höhe fahren ließ. Er trat in einen einfachen Bureauraum im 32. Stock. Einen spärlich und nüchtern ausgestatteten Geschäftsraum. Nur eine Person war darin. Ein hochgewachsener Fünfziger mit ergrautem Vollbart und Haupthaar. William Baker, der Führer der Patrioten.

„Sie kommen, Herr Doktor? ... Um so besser, da brauche ich nicht nach Ihnen zu schicken."

„Ich komme, Mr. Baker, weil die Zeit uns auf den Nägeln brennt. Ich bestehe darauf, daß mein alter Vorschlag durchgeführt wird."

„Es wird nicht nötig sein."

„Bitte ... sprechen Sie deutlicher."

Der Parteiführer schritt schweigend zu einer Tür zum Nebenraum und öffnete sie. Eine dritte Person trat ein. Trotz des Zivils erkannte Dr. Glossin Oberst Cole, den Kommandeur des Leibregiments. Er kannte den Obersten seit Jahren, und der Oberst kannte ihn ebenso.

Glossin war starr. Seine gewohnte Selbstbeherrschung versagte.

„Sie ... Oberst Cole ...?"

Baker nickte.

„Sind Sie zufrieden, Herr Doktor?"

Verwirrt drückte der Doktor die Hand, die der Oberst ihm bot. Das war also der Trumpf, den Baker solange zurückgehalten hatte. So mußte der Plan gelingen.

„Heute abend um elf Uhr auf die Sekunde wird die Aktion der Partei in allen Städten der Union beginnen. Um zehn Uhr löst das Regiment Cole die alten Wachen im Weißen Hause ab. Alles Weitere besprechen Sie auf der Fahrt. Jetzt fort!"

Ein kurzer Händedruck. Dr. Glossin fuhr mit dem Oberst bis auf das Dach des Wolkenkratzers. Das Flugschiff des Kommandeurs nahm sie auf. Die Dämmerung des Sommerabends lag über der See, als das Schiff den Kurs auf Washington nahm und die Bai von Neuyork überflog. Staten Island, Sandy Hook, die Einfahrt zum Neuyorker Hafen. Dr. Glossin und Oberst Cole standen am Fenster und blickten ostwärts über die See.

Da zog es in einer unendlichen Linie heran. Panzer und Panzerkreuzer, Torpedoboote und Torpedojäger, Flugtaucher und Unterseepanzer. Es rauschte durch die See, deren Wogen sich vor dem Bug der kompakten Masse aufbäumten und in stiebendem Schaum zerflockten. Es kam mit einer Geschwindigkeit von vielen Seemeilen in der Stunde durch die Fluten dahergerast. Die schweren Panzer standen halb schief, den Bug hoch über den Wogen, das Heck so tief in der See, daß das Wasser dahinter einen Berg bildete.

Es war ein seltsames und ein grauenvolles Schauspiel. Diese Schiffe fuhren nicht mit eigener Kraft. Sie fuhren überhaupt nicht, wie Schiffe zu fahren pflegen. In regelmäßigem Abstand und in Formationen. Ihre eisernen Körper hingen zusammen, wie etwa eine Gruppe von Pfahlmuscheln, die ein Fischer vom Grunde losgerissen hat und durch das Wasser schleift. An den Seitenwänden des ersten schweren Panzers klebten, aus dem Wasser gehoben, drei Torpedoboote, wie die jungen Muscheln an den Schalen der alten. Der zweite Panzer haftete, um ein Drittel seiner Länge nach Backbord vorgeschoben, am ersten Schlachtschiff. So folgte sich die ganze gewaltige Schlachtflotte, zu einem einzigen, regellosen Block verquirlt, von einer unsichtbaren, unwiderstehlichen Gewalt durch die Fluten gerissen.

An allen Masten, von der sausenden Fahrt über den halben Atlantik zerfetzt und arg mitgenommen, aber noch erkennbar, der Union Jack, die in hundert Seeschlachten bewährte Flagge Englands. Erst auf der Höhe von Sandy Hook mäßigte sich das Tempo der wilden Fahrt. Langsamer, aber immer noch verkettet und verquirlt zog die gelähmte Flotte durch die Landenge in die Bai von Neuyork ein.

Dr. Glossin trat einen Schritt vom Fenster zurück und preßte den Arm des Obersten Cole.

So standen sie und starrten auf das Schauspiel da unten, während das Flugschiff seinen Weg nach Washington verfolgte. Sie sahen die gelähmte Flotte klein und kleiner werden, sahen sie als einen Punkt im unsicheren Licht der wachsenden Dämmerung verschwinden. Sie starrten noch immer auf den Fleck, wo sie verschwand, als längst nichts mehr zu sehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mertzglocke.

Von Fr. Just.

Das traurigste Kapitel in der Geschichte unserer evangelischen Kirche unter dem Kreuz ist die Uneinigkeit und der Streit in den eigenen Reihen. Lutheraner und Kalviner haben sich zu Zeiten miteinander fast bitterer befehdet als mit den Katholiken. Gerade die Uneinigkeit der Evangelischen untereinander ermöglichte es den Gegnern, sie einzeln zu vernichten. Die bittere Feindschaft unter den Brüdern entbehrt aber hier und da nicht des heiteren Anstriches, wenigstens für uns Nachgeborene. Solch ein heiter-ernster Ausschnitt ist die Geschichte von der Mertzglocke in Waschke.

In Punitz hatte sich schon früh eine Gemeinde der böhmischen Brüder gebildet und die Kirche überkommen. Als im Jahre 1606 die Pest in dem Städtchen ausbrach, flüchteten viele Gemeindeglieder auf das Land. Die Katholiken benutzten diesen Umstand und eigneten sich die Kirche wieder an. Das gelang ihnen um so eher, als Punitz in den Besitz der katholischen Familie Roczkowski gekommen war. Der kirchenlosen Gemeinde wies ein Glaubensgenosse Bartholomäus Zawadzki auf seinem Gute Waschke (Weszowo), das nur eine halbe Stunde von Punitz entfernt war, eine neue Heimstatt an. So entstand in Waschke eine neue Kirche der böhmischen Brüder.

Im Jahre 1675 mußte Samuel Zawadzki das Gut infolge Verschuldung an die lutherische Familie von Unruh verkaufen. Der neue Grundherr George von Unruh wollte nun den zahlreichen Lutheranern, die sich inzwischen in Punitz und Waschke niedergelassen hatten, die Möglichkeit gottesdienstlicher Feiern verschaffen und forderte die Mitbenutzung der Waschker Kirche. In einem Vergleich vom 10./21. Oktober 1678 wurden die Bedingungen der gemeinsamen Benutzung im einzelnen festgestellt. Beide Gemeinden sollten abwechselnd am Vor- und Nachmittage Gottesdienst halten und die Baulasten zur Hälfte tragen. „Alles, was vom Läuten der Glocken wird gesammelt werden, soll in den reformierten Kasten kommen, weil sie ehemals auf deren Unkosten geschafft sind." Gerade diese letzte Bestimmung wurde in der Folgezeit die Quelle vielen Ärgers. Nur wenige Jahre wurde sie von den Lutheranern gehalten. Der erste lutherische Pfarrer wurde bereits 1684 von der polnischen Behörde aus Waschke ausgewiesen. Der Grundherr v. Unruh erlangte jedoch mit vieler Mühe auf dem Reichstage 1685 das Recht der Berufung eines neuen lutherischen Geistlichen, des Magisters Faust. Gestützt auf diese neue Rechtsgrundlage glaubte man sich nicht mehr an den früheren Vergleich gebunden, insonderheit auch was die Einkünfte aus dem Geläut anging. Das gab nun große Erbitterung auf seiten der Reformierten.

Fast ein halbes Jahrhundert später wurde eine neue Glocke angeschafft, die Anlaß zu einem neuen Streite zwischen Reformierten und Lutheranern wurde. Diesen Glockenstreit hat Berthold Rasmus, von 1873 bis 1887 Pastor in Punitz, in seinem Büchlein „Diasporafahrten" in einem köstlichen Kapitel erzählt. Der reformierte Pastor von Waschke bekommt die Glocke, die des Abends spät und noch dazu verhüllt anlangt, erst nach der Weihe, die der lutherische Geistliche vollzieht, zu Gesicht. Als er die mit Pech bestrichene Inschrift mühsam entziffert, gerät er in große Erregung, denn die Inschrift lautet: „Dom. de Unruh relig. luther. hanc campanam donavit." Darin muß eine Hinterlist stecken. Die abgekürzten Worte relig. luther. können nicht nur als Genitiva oder 2. Fall aufgefaßt werden: „Herr von Unruh lutherischer Religion hat diese Glocke geschenkt", sondern auch als Dativus oder 3. Fall: „Herr von Unruh hat der lutherischen Religion (d. h. Gemeinde) diese Glocke geschenkt". Aus diesen Worten kann bald genug ein Eigentumsrecht der Lutheraner an den Glocken, ja an der ganzen Kirche hergeleitet werden. Auf den Rat seiner Tochter Brigitte, die mit dem Sohn eines lutherischen Ratsherrn verlobt ist, bittet er schriftlich den Kirchenpatron um eine Erklärung, ob auf der Glocke der Genetivus oder Dativus gemeint sei, während seine Tochter in ihrem Stüblein betet: „Lieber Vater im Himmel! Du bist ja weder reformiert noch lutherisch. Laß uns als deine Kinder doch in Frieden leben. Lieber Vater im Himmel, ich bitte dich herzlich, laß es nicht den Dativus sein. Amen!"

Nach einer Stunde kommt vom Schlosse folgende Antwort:

„Hochgelahrter und Hochwürdiger Herr!

So weit meine Kenntniß der lingua latina reicht, ist es der Genitivus, wenn man religionis lutheranae schreybet. Sothanermaßen man jedoch ergänzet religioni lutheranae, ist es der Dativus.

Hiermit bin ich Euer wohlgeneigter
Kirchenpatron
von Unruh."

Auf diese ausweichende Antwort hin lodert der Streit in hellen Flammen auf. Verrat! Verrat! schallt es in der Reformierten Gemeinde. Der neuen Glocke wird der Spottname „Mertzglocke“ gegeben. Das soll eine Abkürzung von Martin (Luther) sein. Der Streit geht von den Stammtischen und Straßen in die Familien, da die meisten „Mischehen“ zwischen Reformierten und Lutheranern sind, und die Verlobung der Pfarrerstochter wird aufgehoben. Erst als der Starost von Obornik, Sigismund von Unruh, ein Vetter des Waschker Schloßherrn, der von katholischen Fanatikern ohne irgendwelche Schuld zum Tode und zur Gütereinziehung verurteilt ist, auf der Flucht als Fuhrmann verkleidet im Schlosse eine ernste Rede über den Fluch der Zwietracht unter den Evangelischen hält, gibt der Kirchenpatron die Erklärung ab, daß der Genitivus gemeint sei, der Glockenstreit wird begraben und die Mertzglocke läutet bald zur Hochzeit Brigittens.

Kants 200. Geburtstag

am 22. April 1924.

Die Ankündigungen von Kantfeiern in aller Welt zeigen heute schon, daß die Veranstaltungen den Charakter von umfassenden Kulturkundgebungen tragen werden. Nicht nur alle deutschen Universitäten, viele deutsche Städte und selbst Dörfer werden Kant feiern, auch in fast allen andern Ländern der Welt, selbst in Japan und China, wird der 22. April 1924 dem Andenken Kants gewidmet sein. An der Spitze aller Veranstaltungen stehen naturgemäß die Feierlichkeiten in Königsberg, der Geburtsstadt Kants. Die Kantgesellschaft, bekanntlich die größte und ausgedehnteste philosophische Organisation der Erde, die ihren Sitz in Halle a. S. hat (der greise Philosoph Hans Vaihinger, der Schöpfer der Philosophie des „Als Ob“, ist der Gründer der Kantgesellschaft; er hat seinen Wohnsitz in Halle), ist von Rektor und Senat der Universität Königsberg sowie von der Stadt Königsberg gebeten worden, die Hauptversammlung 1924 statt in Halle in der Geburtsstadt Kants in Verbindung mit der Königsberger Feier abzuhalten. Die Tagung wird Ostersonntag (20. April) in der Aula der Universität beginnen. Der Tagung der Kantgesellschaft schließen sich vom 21. bis 23. April die Festlichkeiten der Universität und der Stadt Königsberg im Dom (Festrede von Professor Adolf v. Harnack), im Rathause, in der Stadthalle und im Stadttheater (Begrüßungsansprache des Rektors der Universität und Aufführung von Beethovens Fidelio) sowie die übrigen Gedenkfeiern an. Bei diesem Jubiläum wird das von Grund aus umgebaute Kant-Grabmal eingeweiht werden. Die Universität Berlin wird ihre Kantfeier am 22. April abhalten. Umfassende Festlichkeiten plant die Universität Halle.

Die bedeutendste Kantfeier in Holland veranstaltet, der „Frankf. Ztg.“ zufolge, die Universität Amsterdam gemeinschaftlich mit der Landesgruppe Holland der Kantgesellschaft. Das japanische Kultusministerium will, daß Kants Geburtstag auch in Japan in großzügiger Weise gefeiert wird. Es hat dafür Sorge getragen, daß in sämtlichen japanischen Universitäten Kantfeiern veranstaltet werden. Kants 200. Geburtstag wird auch die Veranlassung dazu geben, daß in Japan eine Landesgruppe der Kantgesellschaft gegründet wird. In Bulgarien wird die Hauptfeier von der Universität Sofia abgehalten. Die Festrede hält Professor Slavi Tschauschow, Sofia. In Rumänien, wo das Studium Kants von jeher in besonderer Blüte stand, werden zahlreiche Kantfeiern stattfinden. Die beiden Universitäten Bukarest und Jassy planen Feiern, die nicht weniger als acht Tage dauern sollen. In der Schweiz, in Österreich, in der Tschechoslowakei, in England und in Amerika werden zahlreiche Kantfeiern von den Universitäten und den Landes- und Ortsgruppen der Kantgesellschaft vorbereitet. Wie das Auswärtige Amt mitteilt, rüstet auch Peking zu einer großen Kantfeier, die unter der Leitung des bekannten Pfarrers Dr. Richard Wilhelm steht. Auch die Universität Jerusalem bereitet eine große Kantfeier vor. Aus Anlaß des Geburtstags erscheint auch die erste Übersetzung eines Werkes von Kant in hebräischer Sprache, der „Kritik der reinen Vernunft“.

Unübersehbar ist die Menge der Bücher, die 1924 über Kant erscheinen werden oder schon erschienen sind. Das relativ wichtigste Buch ist das große Werk von Prof. Eugen Kühnemann. Neue Kantübersetzungen werden erscheinen in ungarischer und in japanischer Sprache. Das Bedeutsamste, was der Öffentlichkeit von Kants 200. Geburtstag übergeben wird, ist die Veröffentlichung der erst kürzlich aufgefundenen „Vorlesung Kants über Ethik“ aus dem Jahre 1780/81. Diese hochbedeutsame Vorlesung bringt neue und glückliche Formulierungen und schließt mit bis jetzt unbekannt gewesenen pädagogischen Gesichtspunkten. Die Herausgabe liegt in der Hand von Professor Menzer, Halle.

Wer wird in Polen Kants Gedächtnis feiern? Er war zwar nur ein Deutscher, hat sogar den „verruchten Preußen“ eine Philosophie auf den Leib geschrieben, aber bleibt er nicht trotzdem unsterblich?

▫▫ Bunte Chronik ▫▫

Die Sorgen des Gemeinderates.

Der Gemeinderat von Leubnitz (Sachsen) hat seine Sorgen. In seiner Mitte war ein Streit um ein Ausrufungszeichen entstanden. Entschlossen wandte man sich an die Quelle der Weisheit, an die Landesuniversität:

Leubnitz, 24. Januar 1924.

An die Universität, Germanische Abteilung. Leipzig.

Nach Duden neunte Auflage Seite XXXVIII ist hinter Hochachtungsvoll am Briefschluß kein Ausrufungszeichen zu setzen. — Wir haben bisher so geschrieben:

„Hochachtungsvoll

Der Gemeinderat.“

Wir bitten, uns mitzuteilen, wie die richtige Schreibweise ist, und danken Ihnen für Ihre Mühewaltung im voraus.

Nachstehende Antwort lief ein:

An den Gemeinderat zu Leubnitz.

Auf Ihre Anfrage vom 24. Januar d. J. teile ich Ihnen mit, daß die Angabe von Duden, wonach hinter „Hochachtungsvoll“ am Briefschluß kein Ausrufungszeichen zu setzen ist, richtig ist. Es handelt sich um eine erstarrte Formel, deren volle ungekürzte Form etwa lauten müßte: Hochachtungsvoll grüßt Sie . . . oder ähnlich. Ein Ausrufungszeichen hinter Hochachtungsvoll würde dieses Adverbium zu einem Befehl stempeln, mit dem Sie den Angeredeten auffordern, Ihnen hochachtungsvoll zu begegnen, oder zu einer freudig erregten Äußerung über das Verehrungswürdige einer von Ihnen oder dem Empfänger ausgeführten Handlung.

Beides liegt nicht vor.

Hochachtungsvoll

Dr. Cl. Kerg,

Assistentin am Germanischen Institut
der Universität Leipzig.

Nun ist hoffentlich wieder Ruhe in Leubnitz eingekehrt und keiner fühlt sich mehr in der ihm zukommenden Hochachtung gekränkt.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Ihr „Pendant“.** Bei Frau Raffke ist Einladung. Stolz zeigt sie ein neu „errafftes“ Gemälde. Ein Gast meint nach gebührender Bewunderung, daß hierzu unbedingt ein Pendant gehöre. Frau R. eilt am folgenden Morgen zum nächsten Kunsthändler. „Ich möchte ein Pendant!“ „Sehr gern, gnädige Frau, aber wozu?“ „Das geht doch Sie nichts an, das ist meine Sache!“

*

* **Der Kampfer.** Eine hübsche Examensgeschichte aus der sog. „guten alten Zeit“ erzählt ein schwedisches Blatt: Im medizinischen Examen stellt der Professor der Chemie an einen Kandidaten die Frage: „Können Sie mir die charakteristischen Kennzeichen des Kamphers nennen?“ — „Er ist weiß“, ist die Antwort. — „Ja, das ist der Schnee auch,“ erwiderte der Professor. — „Er riecht stark.“ — „Das mag sein. Aber denken Sie nach, überlegen Sie die richtige Antwort.“ Der Student dachte nach, daß ihm der Schweiß in Strömen über das Gesicht rann, und als der Professor nach einer Weile fragte, ob er die richtige Antwort gefunden habe, bekam der Kandidat eine Erleuchtung und antwortete: „Er wirkt schweißtreibend.“ — „Ja, das sehe ich,“ fiel der Professor lächelnd ein.

*

* **Die Weintrauben.** Man erzählt uns: Bei einem Diner reichte eine schöne Dame dem alten Zecher Otto Erich Hartleben eine Schüssel mit edlen Trauben. „Danke sehr, meine Gnädige,“ sagte Hartleben, „ich pflege den Wein nicht in Pillen zu genießen.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg